

JOHN
SCALZI

VERRAT

DAS IMPERIUM DER STRÖME



| TOR

John Scalzi

Verrat - Das Imperium der Ströme 2

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Bernhard Kempen

❀ | E-BOOKS

Über dieses Buch

Der zweite Band der neuen, großen Science-Fiction-Serie »Das Imperium der Ströme«: Die epische Space Opera »Verrat« ist der New-York-Times-Bestseller des preisgekrönten Autors John Scalzi.

Im Sternenreich der Menschen rumort es: Der Thron der Imperatox wackelt. Die großen Handelshäuser wollen Grayland lieber früher als später beseitigt sehen, und auch die Kirche steht nicht mehr fraglos hinter ihrem Oberhaupt. Gleichzeitig schreitet der Zerfall des Imperiums weiter voran. Der erste Planet ist bereits von den interstellaren Strömen abgeschnitten, und bald droht auch allen anderen menschlichen Zivilisationen die Isolation – und damit ihr Untergang. Grayland versucht mit allen Mitteln, das Imperium auf die bevorstehende Katastrophe vorzubereiten, doch die Zahl ihrer Verbündeten schrumpft ...

»Derb, brutal, brillant.« Booklist über »Kollaps. Das Imperium der Ströme I«

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

John Scalzi (* 1969) gehört zu den weltweit erfolgreichsten SF-Autoren, seine Bücher wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er wurde, unter anderem, mit dem Hugo Award (USA), dem Seiun-Preis (Japan), dem Geffen Award (Israel) und dem Kurd-Laßwitz-Preis (Deutschland) ausgezeichnet.

Weitere Informationen finden Sie auf www.tor-online.de und www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books
Frankfurt am Main, September 2019

Copyright © 2019 by John Scalzi
Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »The Consuming Fire« bei Tor Books, New York.
Published by Arrangement with John Scalzi

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Covergestaltung: Nele Schütz Design, München
unter Verwendung eines Motivs von shutterstock/Willyam Bradberry

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-490550-1

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Für Meg Frank und Jesi Lipp

Prolog

Jahre später würde Lenson Ornill über die Ironie nachgrübeln, dass es ein ganz bestimmter Ausdruck war, der Anfang und Ende seiner Zeit als religiöser Mensch bezeichnete.

»Ach du Scheiße«, sagte Gonre Ornill zu ihrem Ehemann Tans auf der Brücke ihres Raumschiffs, der *We Never Agreed to This*.

Tans blickte von seiner Station auf, wo er ihren Sohn Lenson, elf Jahre alt, in einige Feinheiten des Schiffsenergiemanagements einwies. »Was gibt es?«, fragte er.

»Du erinnerst dich an dieses imperiale Schiff, das uns nicht gefolgt ist?«

»Ja.«

»Jetzt folgt es uns.«

Lenson beobachtete, wie sein Vater die Stirn runzelte, das Energiemanagementprogramm von seiner Konsole wischte und den Navigationsbildschirm aufrief. Er zeigte eine komplette Darstellung des Schiffsverkehrs zwischen dem Außenposten Kumasi und der Strommündung, die die *Agreed* nach Yogyakarta bringen würde, ihr nächstes Ziel nach einer fünfwochigen Reise. Die meisten Schiffe waren wie die *Agreed* gewerblich und in Handelsgeschäften unterwegs. Zwei

gehörten der Imperialen Flotte an. Eins von diesen, die *Oliveer Bransid*, hatte soeben einen Kurs eingeschlagen, auf dem sie die *Agreed* in ungefähr sechs Stunden abfangen würde, kurz bevor sie die Mündung erreichte.

»Ich dachte, wir hätten alles abbezahlt«, sagte Tans zu seiner Frau.

»Wir *haben* alles abbezahlt«, erwiderte Gonre.

Tans deutete auf seine Konsole, als wollte er sagen: *Nun, offensichtlich nicht.*

Gonre schüttelte den Kopf. »Wir haben alles abbezahlt«, wiederholte sie.

»Es gibt einen neuen Flottenkommandanten«, warf Genaro Partridge ein, die Kommunikationsoffizierin der *Agreed*. »Ich habe gehört, wie Samhir in der Messe darüber sprach. Er sagte, er wäre vor ihm gewarnt worden, als wir unsere Fracht luden.«

»Und das erzählen Sie uns erst jetzt?«, sagte Tans zu Partridge.

»Entschuldigung. Es war ein Gespräch in der Messe. Ich dachte, Samhir hätte es Ihnen bereits gesagt.«

»Ich wollte es Ihnen sagen«, antwortete Samhir Ghan, der Zahlmeister des Schiffs, drei Minuten später, als er abgehetzt auf der Brücke erschien. Lenson, der Ghans leicht atemlose Erscheinung betrachtete, wusste, dass sein Vater den Ruf eines umgänglichen Kapitäns hatte, bis er es irgendwann nicht mehr war. Ghan schwieg in Gefahr, aus seinem Vater einen weniger umgänglichen Kapitän zu machen. »Entschuldigung. Wir hatten im Frachtraum zu tun.«

»Dann sagen Sie es mir jetzt.«

»Der neue Flottenkommandant heißt Witt. Allem Anschein nach ein ziemlich übergriffiges Arschloch. Wurde von einem Job auf Nabe abgezogen, weil er mit dem Ehepartner der falschen Person schlief, und versucht nun, dorthin zurückzukehren, indem er hier ›ausputzt‹. Was bedeutet, dass er bewährte Gepflogenheiten über den Haufen wirft, um den Anschein von Effektivität zu erwecken.«

Tans runzelte erneut die Stirn. Als Elfjähriger kannte sich Lenson nicht mit den Details der Geschäfte seiner Eltern aus, aber er wusste zumindest, dass ein großer Teil davon auf ›gute Beziehungen‹ zu den verschiedenen einheimischen und imperialen Gesetzeshütern der Systeme beruhte, zu denen die *Agreed* reiste. Dies war mit ›bewährten Gepflogenheiten‹ verbunden, was, wie Lenson erst vor kurzem herausgefunden hatte, bedeutete, bestimmten Personen Geld und andere begehrenswerte Dinge zu geben, auf eine Weise, die offenkundig nicht ganz legal war.

Lenson stand all dem neutral gegenüber. Er war zwar jung genug, um zu glauben, dass alles, was seine Eltern taten, grundsätzlich korrekt war, und all die kniffligen Details ihres Metiers langweilten ihn nur, aber er hatte den Eindruck, dass es eine ziemlich komplizierte Vorgehensweise war, um etwas zu erledigen.

»Wer hat Ihnen das erzählt?«, wollte Gonre von Ghan wissen.

»Cybel Takkat«, sagte Ghan. »Mein Pendant an Bord der *Phenom*. Lenson wusste, dass Ghan sich auf das Schiff *That's a Phenomenal View* bezog, mit dem sie sich einen Frachthangar in der Handelsstation von Kumasi teilten. Kleinere Schiffe wie die *Agreed* und die *Phenom* mieteten häufig einen gemeinsamen Frachtraum in solchen Stationen, um Geld zu sparen. Gelegentlich ging es während des Verladens recht hektisch zu, und einige Teile des Lagerbestandes des einen Schiffs landeten versehentlich im anderen. Als Lenson jetzt darüber nachdachte, vermutete er, dass auch damit gewisse ›bewährte Gepflogenheiten‹ verbunden waren. »Sie erwähnte, dass einer ihrer Kontakte bei der Flotte die übliche Vergütung ablehnte. Wohl, weil er jetzt zu genau von Witts Leuten beobachtet würde.«

»Diese Information hätten wir schon früher gebrauchen können«, sagte Gonre.

»Entschuldigung«, wiederholte Ghan. »Ich wollte es Ihnen sagen. Ich dachte, Cybel hätte nur gemeint, dass jetzt härter gegen Bestechung durchgegriffen wird und wir es künftig weniger offensichtlich angehen müssen. Nicht, dass die Flotte uns bis zur Strommündung jagen würde.«

Tans blickte zu Partridge hinüber. »Irgendeine Nachricht von diesem Flottenschiff?«

»Sie rufen uns nicht«, sagte Partridge. »Sie sind lediglich auf Abfangkurs gegangen.«

»Wir fliegen nicht mit Vollschub«, sagte Gonre zu ihrem Ehemann. »Wir könnten die Beine in die Hand nehmen.«

Tans schüttelte den Kopf. »Noch nicht.« Er tippte auf seinen Bildschirm, der die *Bransid* zeigte. »Das ist ein großes Schiff. Sehr viel Masse. Es beschleunigt langsamer, ist aber grundsätzlich schneller als wir. Wenn wir jetzt losrasen, werden sie uns erwischen, bevor wir es bis zur Mündung geschafft haben.«

»Wenn sie uns mit dieser speziellen Fracht erwischen, sind wir alle im Arsch«, sagte Ghan und erinnerte sich dann, wem gegenüber er diese Tatsache äußerte. »Äh, Sir.«

Tans nickte geistesabwesend und ließ die Finger über die Tastatur seiner Konsole tanzen. Lenson erkannte, dass sein Vater Berechnungen für die *Agreed* und die *Bransid* anstellte. Den Einzelheiten konnte er nicht folgen, aber er hörte, wie Tans zufrieden brummte und zu ihm aufblickte. »Weißt du, was ich hier mache?«, fragte er Lenson.

»Nein«, sagte Lenson.

»Rate.«

»Du versuchst, dem anderen Schiff zu entkommen.«

»Richtig«, sagte Tans. »Aber weißt du auch, wie? Ich sagte bereits, dass sie uns erwischen werden, wenn wir jetzt beschleunigen.«

»Ich weiß es nicht«, sagte Lenson.

»Komm schon, gib dir Mühe, Len.«

Lenson dachte darüber nach. »Du willst noch warten«, antwortete er schließlich und hoffte, dass sein Vater nicht nach weiteren Details fragte, weil Lenson offen gesagt keine Ahnung hatte, was danach kommen sollte.

»Ja!«, bestätigte Tans. »Wenn wir erst ab einem bestimmten Zeitpunkt mit Vollschub beschleunigen, kann uns das Flottenschiff nicht mehr vor der Strommündung einholen. Und bis zu diesem Zeitpunkt sind es noch ...« Er warf einen Blick zu Gonre. »... vier Stunden und sechzehn Minuten.«

»Solange die *Bransid* nicht vorher schneller wird«, sagte Gonre.

»Genau.«

»Und solange unsere Triebwerke die Belastung eines Vollschubs über drei Stunden aushalten, die wir dann brauchen werden, um die Mündung zu erreichen.«

»Genau.«

»Und solange unsere Stoßfelder aktiv bleiben, damit wir von der konstanten Höchstbeschleunigung nicht zu Brei zerquetscht werden.«

»Genau«, sagte Tans gereizt.

»Und solange sie nicht versuchen, uns eine Rakete ins Auspuffrohr zu rammen.«

»Um Himmels willen, Gonre!«, sagte Tans.

»Wir sollten nicht zu sehr von uns selbst beeindruckt sein, will ich damit sagen«, fasste Gonre zusammen und wandte sich dann an ihren Sohn. »Und du gehst jetzt zurück in deine Kabine. Wir werden hier sehr beschäftigt sein, bis wir die Mündung erreichen.«

»In meiner Kabine gibt es nichts zu tun«, beschwerte sich Lenson.

»Aber sicher. Es heißt: lernen.«

Lenson stöhnte und trottete in Richtung seiner Kabine, die zwar nur die ungefähre Größe einer Besenkammer hatte, aber die zweitluxuriöseste Unterkunft im Schiff war, gleich nach der seiner Eltern, die so groß war wie zwei Besenkammern. In seiner Kabine aktivierte Lenson sein Tablet, doch statt zu lernen, schaute er ein paar Stunden lang Zeichentrickfilme, bis das Programm plötzlich vom Bildschirm verschwand und durch Unterrichtsmaterial ersetzt wurde. Lenson stöhnte erneut und ärgerte sich über seine Mutter, die angeblich beschäftigt war, aber trotzdem die Zeit fand nachzuschauen, was er machte. Widerstrebend begann er damit, seine Religionslektion zu lesen, in der es um Rachela ging, die Prophetin, das erste Oberhaupt und die erste Imperatox der Interdependenz.

Lenson war im Allgemeinen kein toller Schüler, aber Religionslektionen fand er besonders langweilig. Weder er noch seine Eltern waren auf irgendeine Weise religiös, und sie hielten sich genauso wenig an die Grundsätze der Interdependenten Kirche wie an die irgendeiner anderen Konfession. Sie waren keineswegs gegen die Kirche oder irgendwelche anderen Religionen. Lenson wusste, dass einige Besatzungsmitglieder der *Agreed* ihrem persönlichen Glauben folgten, was seinen Eltern völlig gleichgültig war. Doch die Ornills selbst hatten daran kein Interesse, und sie hatten ihre recht neutrale Apathie in dieser Angelegenheit an ihren Sohn weitergegeben.

Über den Mangel an Religiosität in der Familie Ornill konnte man bestenfalls sagen, dass es in erster Linie die Kirche der Interdependenz war, an der sie nicht teilhatten. Lenson wusste zwar, dass es auch andere Religionen gab, aber er wusste so wenig über sie, dass sich nicht behaupten ließ, er würde sie ablehnen oder ignorieren. Für ihn standen sie gar nicht zur Debatte.

Über die Kirche der Interdependenz hingegen wusste er zumindest ein wenig. Da es die offizielle Religion der Interdependenz war, hatte die Kirche den Vorteil, dass Informationen darüber zur Pflichtlektüre im Unterrichtsmaterial gehörten, das jedes Kind im Imperium während der Schulbildung verwenden musste. Man lernte etwas über die KdI und die Prophetin-Imperatox Rachela, ob man nun daran glaubte oder nicht und ob es einen interessierte oder nicht.

Zum einen das, und außerdem feierten die Ornills den Imperatox-Tag, der auf Rachelas Geburtstag im Standardkalender fiel, genauso wie alle anderen, und zwar als Vorwand, um länger zu schlafen, Geschenke auszutauschen und sich vollzufressen.

In Lensons derzeitigem Unterrichtsmaterial ging es nicht um den Imperatox-Tag oder um Geschenke oder Völlerei, was er bedauerlich fand. Vielmehr ging es um Rachelas Prophezeiungen, ihre Verkündigungen der Zukunft, die für die Verschmelzung der verschiedenen Sternensysteme mit menschlichen Ansiedlungen zu einem einzigen Imperium

sorgten, das als die Interdependenz bekannt war, und die dazu beitrugen, die wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Systeme zu etablieren, auf denen die Interdependenz bis heute basierte, mehr als ein Jahrtausend später.

Lauter Sachen, die stinklangweilig waren, fand Lenson. Nicht nur, weil das Unterrichtsmaterial, das auf Leser im Standardalter von zehn bis zwölf Jahren zugeschnitten war, nicht genauer auf die Prophezeiungen oder ihre Auswirkungen einging, sondern simple Aussagesätze bevorzugte, die das Thema in Form pädagogischer Tatsachen präsentierte, statt als Ausgangspunkt für Interpretationen und Diskussionen (an denen sich Lenson, da er, wie erwähnt, kein allzu toller Schüler war, ohnehin nicht weiter beteiligt hätte). Es lag auch an einem unklaren Gefühl, das Lenson überkam, während er von den Prophezeiungen las, etwas, das er gar nicht in Worte hätte fassen können, selbst wenn er es versucht hätte.

Hätte er es jedoch versucht, wäre es ungefähr auf Folgendes hinausgelaufen: *He, weißt du, wenn ein komplettes System sozialer, politischer und wirtschaftlicher Herrschaft auf den vagen, allzu leicht falsch interpretierbaren Worten einer einzigen Person basiert, die göttliche Inspiration für sich beansprucht, ist das wahrscheinlich keine so gute Idee, oder?*

Der Grund dafür war, dass Lenson genauso wie seine Eltern vor ihm eher praktisch veranlagt war und sich persönlich kaum mit spirituellen, theologischen oder eschatologischen Angelegenheiten befasste. Und all das hatte in der Tat ein dumpfes Gefühl der Beunruhigung zur Folge, die intellektuelle

Version der Erfahrung, in ein Stück Kuchen zu beißen und einen bestimmten Geschmack wahrzunehmen, den man nicht zuordnen konnte, von dem man aber wusste, dass er eigentlich nicht für diesen bestimmten Kuchen gedacht war, worauf das Ganze von einem leckeren Erlebnis in etwas umkippte, das man im Mund hatte und von dem man sich nicht ganz sicher war, ob man es dort haben wollte, während es unanständig gewesen wäre, es auszuspucken, so dass man es einfach schluckte, eine Serviette über den Rest des Kuchens legte und danach irgendwie versuchte, zur Tagesordnung überzugehen.

Als Lenson von den Prophezeiungen las, vermittelte es ihm denselben unangenehmen, nicht näher bestimmbaren Eindruck intellektueller Unzufriedenheit, die sich zu seiner Langeweile gesellte. Also reagierte er auf die einzige logische Weise, zu der er imstande war: Er schlieft ein, mit dem Tablet in der Hand. Das war eine ausgezeichnete Lösung, bis die *Agreed* plötzlich heftig durchgeschüttelt und Lenson von seiner Koje geworfen wurde. Ein tosender Wind rauschte durch seine Kabine und saugte einige Sekunden lang die Luft ab, bis die Kabinetür zuschlug.

Lenson lag auf dem Boden, rang verwirrt um Atem, fragte sich, was gerade geschehen war, und horchte auf mehrere helle Pfeifgeräusche in seiner Kabine. Die Tür war zu, aber die Versiegelung war nicht perfekt. Zeitgleich hatte sich die Lüftung seiner Kabine geschlossen, als die Atmosphäre in die falsche Richtung hindurchgeströmt war, doch auch dort gab es ein paar winzige Stellen, wo die Luft die Versiegelung umging.

Als Kind, das sein ganzes Leben in einem Raumschiff verbracht hatte, musste man Lenson nicht mehr erklären, was diese Pfeifgeräusche bedeuteten. Er ging zur Tür und drückte sie vollständig zu. Damit konnte die Luft in seiner Kabine jetzt nur noch durch die Lüftungsschlitzte entweichen, die sich jedoch bedauerlicherweise innerhalb der Schiffswände und somit außerhalb seiner Reichweite befanden.

Sein Tablet pingte, und als Lenson antwortete, war seine Mutter am anderen Ende. Nachdem sie ein paar Sekunden lang erleichtert geweint hatte, weil ihr Sohn noch lebte, teilte sie ihm mit, was geschehen war.

»Diese Arschlöcher haben auf uns geschossen«, sagte sie, und es war das erste Mal, dass Lenson dieses spezielle Schimpfwort aus dem Mund seiner Mutter hörte. »Sie konnten uns nicht einholen, und wir haben nicht auf ihre Funksprüche reagiert. Also haben sie drei Raketen auf uns abgefeuert, kurz bevor wir in den Strom eintraten. Unsere Abwehr konnte sie stoppen, aber eine detonierte zu nahe am Schiff, und Teile der Rakete rissen in deiner Nähe den Rumpf auf. Wir haben diese Bereiche abgeschottet, aber nun haben wir ein Problem.«

»Was für eins?«, fragte Lenson.

»Wir sind jetzt im Strom«, sagte Gonre. »Das bedeutet, dass wir mit der Blase aus Raumzeit rund um das Schiff vorsichtig sein müssen. Wenn wir nicht aufpassen und sie zerreißt, könnte das ganze Schiff in Schwierigkeiten geraten.«

Lenson war klar, dass seine Mutter die Gefahr untertrieb. Der Strom war wie ein Fluss, auf dem ein Raumschiff von

einem Sternensystem zum nächsten fuhr, und darin bewegte es sich viel schneller hin und her, als es im Normalraum möglich wäre, wo die Lichtgeschwindigkeit die Höchstgrenze darstellte. Andererseits war der Strom gar nicht wie ein Fluss, sondern ein außerdimensionales Irgendwas, und wenn man ihm direkt ausgesetzt war, würde man einfach *verschwinden*. Raumschiffe, die im Strom unterwegs waren, mussten eine Energieblase generieren, die ein Stück Raumzeit mitnahm, damit sie innerhalb des Stroms weiterexistieren konnten, und wenn die Blase platzte, löste sich auch alles andere auf, was sich darin befand.

»Also müssen wir auf dem Weg zu dir und bei der Reparatur des Schiffs einfach etwas vorsichtig sein«, sagte Gonre.

»Mom, ich verliere Luft«, sagte Lenson.

Lenson beobachtete, wie sich seine Mutter sehr erfolgreich bemühte, nicht die Beherrschung zu verlieren. »Wie viel?«, fragte sie.

»Jetzt nur noch wenig. Zuerst habe ich eine ganze Menge verloren, aber dann schloss sich die Tür, und ich konnte sie zusätzlich versiegeln. Trotzdem geht immer noch etwas durch die Lüftung raus.«

Gonre wandte sich für einen Moment von ihrem Tablet ab, um jemanden auf der Brücke anzubrüllen. Dann widmete sie sich wieder ihrem Sohn. »Das werden wir zuerst in Ordnung bringen«, sagte sie, »und etwas mehr Luft zu dir umleiten.«

»Wie lange wird das dauern?«, fragte Lenson.

»Nicht lange«, versprach Gonre. »Kannst du bis dahin tapfer sein?«

»Klar«, sagte Lenson.

Doch als die Luft nach zwei Stunden merklich dünner wurde, hörte Lenson auf, tapfer zu sein, und weinte ein wenig. Nach drei Stunden bekam er eine ausgewachsene Panikattacke, und Tans Ornill musste sich alle Mühe geben, seinen Sohn über die Tablet-Verbindung davon abzuhalten, seinen schwindenden Sauerstoffvorrat wegzuhyperventilieren.

Nach vier Stunden geschah es, dass Lenson zum ersten Mal in seinem Leben zur Prophetin Rachela betete.

Nach fünf Stunden kam sie zu Besuch.

Lenson blickte zum Gesicht der Prophetin auf, die ihn mit einem abgeklärten und stillen Lächeln ansah, das jedoch nicht ganz ihre Augen erreichte, in der besten Tradition der religiösen Ikonographie in allen Zeitaltern, der zufolge die Götter und Göttinnen, die Propheten und Prophetinnen bestenfalls ein desinteressiertes Hochziehen der Lippen zustande bringen. Dennoch fühlte sich Lenson davon beruhigt und erwärmt.

»Ich habe Angst«, gestand Lenson der Prophetin. Sie lächelte ihm nur ein wenig mehr zu, was ihn jedoch viel mehr tröstete, als es irgendwelche Worte von ihr vermocht hätten. Damit sagte sie ihm (oder zumindest glaubte er das, und warum sollte er in diesem besonderen Moment daran zweifeln?), dass sie gekommen war, weil er zu ihr gebetet hatte, dass sie nur seinetwegen gekommen war und dass ihre Anwesenheit der

Beweis war, dass er, Lenson Ornill, überleben würde, und nicht nur das, sondern dass er zudem für große Dinge bestimmt war.

Es war in diesem Moment, als er still in seiner Kabine lag, zur Prophetin aufschaute und sehr langsam blinzelte, dass Lenson Ornill sein Leben der Kirche der Interdependenz weihte.

Die Prophetin lächelte noch etwas länger auf ihn hinab, als würde sie seine Hingabe an ihre Kirche annehmen.

Genau da klapperte die Lüftung, öffnete sich und flutete die Kabine mit Luft. Lenson Ornill saugte den köstlichen Sauerstoff ein, und auf dem Höhepunkt religiöser Ekstase fiel er in Ohnmacht.

»Das hört sich für mich nach einer lehrbuchmäßigen Hypoxie an«, sagte Tans Ornill später an diesem Abend in der kleinen Krankenstation des Schiffes zu seinem Sohn. Tans war der Erste gewesen, der Lasons Kabine betreten hatte, und sein unmittelbares Entsetzen hatte sich gelegt, als er das Schnarchen seines Sohnes hörte. Nachdem Lenson in der Krankenstation aufgewacht war, hatte er seinen Eltern sofort von seiner wundersamen Besucherin erzählt. »Du hast an Sauerstoffmangel gelitten, und kurz vor dem Angriff hast du etwas über die Prophetin gelesen. Also ist es nachvollziehbar, dass du sie halluziniert hast.«

Lenson blickte zu seinem Vater und seiner Mutter auf, die sich gemeinsam über sein Krankenbett beugten, beide so überaus erleichtert, dass ihr Sohn am Leben war, und erkannte, dass sie die Offenbarung, die er erlebt hatte, niemals

anerkennen oder verstehen würden. Also traf er die, wie er in diesem Moment dachte, äußerst reife Entscheidung, seine Eltern aus der Sache herauszuhalten, nickte in scheinbarem Einverständnis mit seinem Vater und ließ zu, dass die beiden das Thema wechselten. Nun ging es um diesen Drecksack Witt, dem sie bittere Rache schworen und der sich, wie Lenson sehr viel später erfuhr, ungefähr ein Jahr nach dem Angriff auf die *Agreed* unvermutet auf der falschen Seite einer Luftschleuse wiederfand. Gerüchten zufolge hatte Witt erneut mit dem Ehepartner der falschen Person geschlafen, aber Lenson glaubte, es könnten noch andere Faktoren im Spiel gewesen sein, in die seine Eltern auf irgendeine Weise involviert gewesen sein mochten.

Zu dem Zeitpunkt, als Lenson schließlich von Witts unzeitiger Begegnung mit dem kalten, dunklen Vakuum des Weltraums hörte, befand er sich gar nicht mehr an Bord der *Agreed*, sondern war Student am theologischen Seminar der Universität von Xi'an, der angesehensten Schule der Kirche der Interdependenz. Lasons unkonventionelle Kindheit an Bord eines Raumschiffs erweckte einiges Interesse bei den anderen Seminaristen, aber nur zu Anfang. Was ihn auch später immer wieder zu einem Kuriosum machte, war seine Vision der Prophetin.

»Klingt nach Hypoxie«, erklärte ihm Ned Khlee, einer seiner Mitbewohner im ersten Studienjahr, während einer informellen spätabendlichen Gesprächsrunde und nahm einen

Schluck Frado, ein leicht psychotroper Likör, bevor er ihn an Lenson weiterreichte.

»Das war keine Hypoxie«, sagte Lenson, nahm den Frado entgegen und reichte ihn unverzüglich nach rechts weiter.

»Ich meine, du hattest mit Hypoxie zu tun, richtig?«, sagte Sura Jimn, sein anderer Mitbewohner, als die Flasche ihn erreichte. »Dein Schiff hatte ein Leck. Luft ist in den Weltraum entwichen. Deine Kabine hat über Stunden Sauerstoff verloren.«

»Ja«, räumte Lenson ein. »Aber ich glaube nicht, dass ich sie deswegen gesehen habe.«

»Mit ziemlicher Sicherheit«, sagte Khlee und griff an Lenson vorbei, um sich den Frado von Jimn zurückzuholen.

»Also hatte keiner von euch je eine Vision von Rachela? Niemals?«, fragte Lenson verunsichert.

»Nie«, sagte Khlee. »Ich hatte einmal die Halluzination einer Eidechse, aber damals war ich ziemlich high.«

»Das ist nicht dasselbe«, sagte Lenson.

»Es ist ungefähr dasselbe«, sagte Khlee und trank einen weiteren Schluck aus der Flasche. »Noch etwas mehr hiervon, und ich sehe sie vielleicht ein weiteres Mal.«

Lenson entschied, dass es wahrscheinlich keine so gute Idee war, sich seinen Mitbewohnern in dieser speziellen Angelegenheit anzuvertrauen. Und wie sich herausstellte, galt das gleichermaßen für die meisten seiner Kommilitonen am Seminar. Alle waren fast durchweg freundliche, nette, bescheidene und mitfühlende Individuen, und alle zeichneten

sich durch praktische und realistische Wesenszüge aus, und keiner von ihnen hatte jemals ekstatische oder religiöse Inbrunst erlebt, weder in Bezug auf Rachela noch auf irgend etwas anderes.

»Die Kirche der Interdependenz ist im Wesentlichen eine *praktische* Religion«, erklärte ihm Reverend Huna Prin, Lensons Studienbetreuerin, während einer frühen Zusammenkunft, als Lenson entschieden hatte, dass er Rat in dieser Sache benötigte und Prin die einzige Person zu sein schien, die verpflichtet war, seine Probleme ohne unangemessene Vorurteile anzugehen. »An sich neigt sie nicht zum Mystizismus, weder in ihren Glaubensgrundsätzen noch in der täglichen Praxis. Sie steht beispielsweise dem Konfuzianismus viel näher als dem ursprünglichen Christentum.«

»Aber auch Rachela hatte Visionen«, warf Lenson ein und hielt die Taschenbuchausgabe von Kowals *Die kommentierten Prophezeiungen von Rachela I.* hoch, die er zufällig bei sich hatte und mit der er nun vor seiner Betreuerin herumwedelte.

»In der Tat«, stimmte Prin zu. »Und natürlich geht es bei einer der wichtigsten Diskussionen innerhalb der Kirche um die Natur dieser Visionen. Waren es Visionen, eine tatsächliche Kommunikation mit dem Göttlichen, oder ›Visionen‹ – Lenson spürte die Anführungszeichen vor und hinter dem Wort – »als Parabeln gemeint, die einer geteilten Menschheit helfen sollten, die Notwendigkeit eines neuen ethischen Systems zu verstehen,

das sich in einem wesentlich größeren Ausmaß auf Kooperation und Interdependenz konzentriert als je zuvor.«

»Diese Debatten wüteten durch die ganze Geschichte der Kirche«, sagte Lenson zustimmend und zitierte einen Primärtext, den er in jüngeren Jahren gelesen hatte. Damals hatte er sich die geistreichen frühen Theologen vorgestellt, wie sie sich im brisanten Kampf um die Seele der Kirche gegenseitig angriffen.

»Nun, *wüten* ist vermutlich übertrieben«, sagte Prin. »Ich glaube, während des Fünften Kirchentages warf Bischöfin Chen eine Tasse Tee nach Bischof Gianni, aber dabei ging es weniger um die fundamentale Natur der Visionen, sondern eher um die Tatsache, dass Chen ständig von Gianni unterbrochen wurde und sie irgendwann genug davon hatte. Im Großen und Ganzen liefen diese frühen Debatten geordnet ab und befassten sich mit den praktischen Aspekten, wie diese Visionen präsentiert werden sollten. Den frühen Bischöfen war sehr wohl bewusst, dass charismatische Religionen die Neigung zu Schismen und Spaltungen entwickeln, was der grundsätzlichen Idee der Interdependenz entgegensteht.«

»Es gibt doch bestimmt andere, die ähnliche Visionen hatten wie ich«, sagte Lenson zu Prin, und wenn er später an das Gespräch zurückdachte, erinnerte er sich an den flehenden Tonfall der Frage.

»In der Geschichte der Kirche sind hin und wieder Priester und Bischöfe verzeichnet, die behaupteten, religiöse Visionen gehabt zu haben, und die sie als Rechtfertigung für

müssen wir größer denken. Und unsere einzige realistische Möglichkeit besteht darin, die Menschen nach Ende zu bringen.«

»Dazu müsste man sich an einem großen Rebellschiff vorbeischleichen«, sagte Cardenia. »Wenn du weißt, wie sich das machen ließe, ohne einfach nur Schiffe aus der Strommündung zu werfen, bis den anderen die Munition ausgeht, mache ich dich zum Herzog von Ende.«

»Das musst du nicht tun.«

»Wollen Sie mir erklären, was ich tun und lassen soll, Lord Marce?«, witzelte Cardenia.

»Ich bitte um Vergebung, Ma'am.«

»Das will ich hoffen. Denk dir trotzdem eine Möglichkeit aus, wie wir nach Ende gelangen können.«

»Darüber wollte ich sowieso mit dir reden«, sagte Marce. Er nahm das Tablet wieder in die Hand und öffnete ein Dokument.

»Ich glaube, ich habe da vielleicht etwas gefunden.«

Danksagungen

Ich muss eine Wahrheit aussprechen: Durch meine letzten Romane habe ich eine tiefe Wertschätzung für das entwickelt, was das Team von Tor für meine Bücher leistet. Ich habe sie mehr oder weniger im letztmöglichen Moment abgeliefert, und dennoch haben die Leute bei Tor einen großartigen Job gemacht, jedes Manuskript in ein Buch zu verwandeln, das sich zu kaufen und zu hegen lohnt. Ich finde es wunderbar, dass sie ihre Arbeit so gut machen; das erweckt in mir das Bedürfnis, mich für sie noch mehr anzustrengen.

Also danke ich bei Tor meinem Lektor Patrick Nielsen Hayden, seiner Assistentin Anita Okoye, Art Director Irene Gallo, die Nicolas Bouvier alias »Sparth« für das spektakuläre Titelbild auswählte (eine wahre Geschichte: Weil es in der Buchproduktion häufig so zugeht, war Sparths Bild schon vor dem Roman fertig, und weil es so fabelhaft ist, sorgte ich dafür, dass im Buch Szenen auftauchen, die zum Cover passen). Außerdem danke ich der Layouterin Heather Saunders, meiner Presseagentin Alexis Saarela und der Korrektorin Deanna Hoak, die ich ganz besonders wertschätze, weil ich, als ich den Roman im letztmöglichen Moment einreichte, sie vorwarnte, dass es korrekturtechnisch ein einziges Chaos sein würde. Sie

hat mich nicht nur nicht ermordet, sondern ist richtig toll damit umgegangen. Mein Dank geht ebenfalls an Devi Pillai, Lucille Rettino, Fritz Foy und Tom Doherty.

Bei Tor UK danke ich Bella Pagan und auch Lisa Brewster für das tiefblaue Titelbild.

Bei Audible danke ich wie immer Steve Feldberg und seinem fabelhaften Team von ganz tollen Leuten. In diesem Zusammenhang geht auch ein Dank an Wil Wheaton, weil, Mensch, Wil!

Das mächtige Team von Ethan Ellenberg, Bibi Lewis, Joel Gotler und Matt Sugarman kümmert sich um all meine Agenten- und Anwaltsangelegenheiten, wofür ich ihnen allen demütigst danke.

Außerdem danke ich Meg Frank, Olivia Ahl und Ryvenna Lewis, weil sie sich in der Schlussphase des Schreibens um mich gekümmert und dafür gesorgt haben, dass ich nicht völlig durchdrehe. Ebenso danke ich Kate Baker, Yanni Kuznia und Mary Robinette Kowal und vielen anderen Freunden, die mich ermutigten, als ich es brauchte.

Ein besonderer Dank geht an Patty Garcia, weil sie über viele Jahre so phantastisch war.

Kein Dank geht an Twitter und Facebook, die mich tagtäglich ablenken wollten, während ich schreiben musste.

(Aber ich danke all meinen Freunden und Verwandten auf Twitter und Facebook, weil sie wunderbar sind.)

Und wie immer danke ich Kristine und Athena Scalzi, Ehefrau und Tochter, die sich von mir viel mehr gefallen ließen,

als ich verdient habe. Ich würde gern noch mehr sagen, aber es ist 7 Uhr morgens, und ich war die ganze Nacht wach, um das Buch zu Ende zu bringen, und jetzt ist mein Gehirn nur noch Matsch. Jedenfalls wissen sie, dass ich sie liebe. Ich sage es ihnen jeden Tag und schreibe es in meinen Büchern, wie in diesem, wie auch jetzt.

John Scalzi, 18. Juni 2018